

Vortrag auf der Regionalkonferenz auf Gut Bustedt, Kreis Herford,
am 19. November 2004

Der diskrete Charme des Untergangs?

Anmerkungen zur Landwirtschaft und Hofgeschichte in Ostwestfalen

Meine Damen und Herren,

Landwirtschaft ist wieder chic. „Tage des offenen Hofes“ erfreuen sich ungeheurer Anziehungskraft. Auch bei „Tagen des offenen Denkmals“ sind Güter und Bauernhöfe gerne und gut besuchte Ziele. Auch in der virtuellen Welt der Medien, vor allem im Fernsehen, „kommt Landwirtschaft gut“: TV-Serien schicken zweifelhafte Stars auf irgendwelche Bauernhöfe in die westfälische Provinz, Eine vielbeachtete ARD-Serie schickte Berliner Familie auf einen Schwarzwaldhof um 1900 zum „Überleben“. Und seit kurzem heißt es sogar täglich in der ARD „Abenteuer 1900 - Leben im Gutshaus“. Man muss kein Anhänger der sozialgeschichtlichen „Bielefelder Historikerschule“ sein, um in diesem jüngsten Produkt des öffentlich-rechtlichen Fernsehens ein echtes Zerr- und Schreckbild zu erkennen.

Auch die Agrargeschichte, lange Zeit eher im Hinterstübchen der Geschichtswissenschaft zuhause, erfreut sich eines durchaus wachsenden Zulaufs. Dieses Interesse erzeugte gerade seit den 90er Jahren ordentliche wissenschaftlicher Arbeiten. Die Reihe der „Forschungen zur westfälischen Regionalgeschichte“, herausgegeben vom Westfälischen Institut für Regionalgeschichte des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Münster, schloss gerade in den zurückliegenden Jahren alte, weit klaffende Forschungslücken zu folgenden Themen:

- preußische Agrarreformen in Westfalen (Stefan Brakensiek),
- Landwirtschaft in der Weimarer Republik (Burkhard Theine),
- Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft 1919 - 1969 (Peter Exner)
- Sozialgeschichte der Bäuerinnen bzw. Landfrauen im 20. Jahrhundert (Helene Albers).

In den 60er und 70er Jahren war die „Arbeiterschaft“ Thema Nr. 1 in der Geschichtswissenschaft, in den 80ern folgte der Blick aufs „Bürgertum“, seit Mitte der 90er Jahre rückte „der Adel“ vielerorts in den Mittelpunkt. Sind nun also „die Bauern“ dran? Wachsendes

Interesse jedenfalls ist feststellbar – und es verhält sich umgekehrt proportional zum Verlauf des „Strukturwandels“, des zum Teil rapiden Rückgangs landwirtschaftlicher Betriebe. In einigen Kreisen Westfalens dauert es nicht mehr lange, bis der letzte echte Vollerwerbsbetrieb den Traktor ausschaltet – für immer. Und da stellt sich mancher erst jetzt Fragen wie etwa: Wie viel Zukunft hat die Landwirtschaft? Was bricht da weg – und warum ist das so? Und was hat das für Folgen auch für die Regionalgeschichte Westfalens bzw. Ostwestfalens?

Doch bevor ich darauf eingehe, möchte ich zunächst einen Blick in die Geschichte und Entwicklung der Landwirtschaft werfen. Ich möchte Ihnen erstens demonstrieren, dass es durchaus gewinnbringend sein kann, die Geschichte einzelner Höfe näher zu beleuchten – „Mikrohistorie“ also zu betreiben, eingebettet allerdings in einen größeren Rahmen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

Zweitens möchte ich Sie, da hier viele „Regionalforscher“ versammelt sind, auf einige offene Fragen zur Geschichte der Landwirtschaft hinweisen. In einem dritten Durchgang möchte ich dann einen kurzen Blick auf die Gegenwart und in die Zukunft der Landwirtschaft im hiesigen Raum werfen.

Mikrohistorie: Gut Deesberg bei Vlotho

Erlauben Sie mir, den Kreis Herford gleich wieder zu verlassen – in dem ich den Blick richte auf ein Gut, das nur wenige Meter jenseits der Kreisgrenze, zwischen Vlotho und Bad Oeynhausen liegt: Die Rede ist vom Gut Deesberg bei Vlotho. Wichtige Hinweise zur Geschichte dieses Gutes habe ich erhalten von der Geschichtswerkstatt Exter, die da eine gute Grundlagenarbeit geleistet haben. Andere wertvolle Angaben stammen von der heutigen Besitzerfamilie Rolfsmeyer – und einiges fand ich in einem Gutachten zur Landwirtschaft aus dem Jahr 1800 in Ostwestfalen – eine der zentralen Quellen zur Landwirtschaft im hiesigen Raum (Anmerkung 1).

Carl Friedrich Haccius, der Pächter des Gutes Deesberg und preußischer „Obereinnehmer“ also Finanzbeamter – Haccius schrieb im März 1801 ein Gutachten über die Landwirtschaft im Ravensberger Land, vor allem in der Gegend um Vlotho nieder. Der preußische Reichsfreiherr vom und zum Stein, der über den Stand der Landwirtschaft Bescheid wissen wollte, hatte ihn darum gebeten. Also schrieb Haccius – über Düngung und Ackergeräte, über Abgaben und Lasten, über Wasserversorgung und Fruchtfolgen, über den Anbau von Klee, Kartoffeln, Rüben und dergleichen mehr. Sein Gutachten beginnt mit dem Satz:

„Das Verhältniß der Unterthanen freien Standes ist von dem wohlthätigsten Einfluß auf die Landwirtschaft. Die mehrsten derselben verwenden ihre ganze Aufmerksamkeit auf eine zweckmäßige Bestellung des Ackers, geben sich mit anderen Neben-Geschäften, wodurch der Acker-Bau so oft vernachlässiget wird, nicht ab, und gründen dadurch ihren Wohlstand.“

Landwirtschaft – das muss viel Ackerbau und ein bisschen Viehzucht sein, mehr nicht. So die Kernthese des Gutspächters. Weitere „Neben-Geschäfte“ hatten bei ihm eindeutig ein negatives Vorzeichen.

Er selbst freilich hielt sich nicht an dieses hohe Ziel. Denn neben dem Ackerbau, den er als Pächter der Domäne besorgte, betrieb er ein umfangreiches „Neben-Geschäft“: eine Ziegelei. Haccius hatte sie einige Jahre zuvor gekauft. 1822 konnte er sogar die gesamte Domäne vom preußischen Staat erwerben. Er führte also die Landwirtschaft und den Ziegeleibetrieb unter einem Dach zusammen. Dabei blieb es bis in die 1960er Jahre, als die Öfen erloschen und die Ziegelei stillgelegt wurde. Landwirtschaft hingegen wird bis heute von der Eigentümerfamilie Rolfsmeyer auf dem Gut betrieben.

Bemerkenswert ist nicht nur dieses einträgliche Nebeneinander von Landwirtschaft und „Industrie“, wie man damals sagte, sondern auch die Entwicklung dieses Gutes: Es trägt einen „Berg“ im Namen, liegt aber im Tal, am Weserufer. Dieser Widerspruch ist wohl nur mit der Geschichte der einstigen Domäne zu erklären, die im Schatten des Amtshausberges liegt. Er hieß in früheren Jahrhunderten „Deesberg“ und soll bereits in sächsischer Zeit vor rund 1200 Jahren eine Verteidigungsanlage besessen haben. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts errichtete der damalige Landesherr Heinrich von Oldenburg auf dem Berg eine befestigte Burganlage. Zuvor waren im Tal Gebäude errichtet worden, die im Jahr 1256 als „Scure“ oder „Scune“, also als Scheune bezeichnet werden. War sie die Vorgängerin des Gutes? Sicher ist, dass damals am Weserufer ein „Vorwerk“ errichtet wurde, also ein Wirtschaftshof, der die Burg auf dem Deesberg belieferte.

Über Jahrhunderte blieb diese enge Verbindung zwischen Vorwerk und Burg und damit auch zwischen dem Pächter und dem jeweiligen Landesherren bestehen. Und diese „Herren“ wechselten oft. Die Grafen zu Ravensberg, der Kölner Erzbischof, die Herzöge von Jülich und von Braunschweig-Lüneburg, der Graf von Waldeck und der Freiherr von der Horst: sie alle finden sich bis ins 18. Jahrhundert in der Liste der Deesberger Eigentümer, mit denen oft auch die Pächter wechselten.

Zeitweilig diente die Domäne sogar als Herrschafts- und Verwaltungssitz. Als um 1679 die Burg belagert und zerstört wurde, musste das „Amtshaus“ ins Tal, in die Gebäude des Gutes, umziehen.

1723 wurde der preußische König Eigentümer des Gutes. Er verpachtete es an getreue Beamte: zunächst an den „Steuereinnehmer“ von Barckhausen und schließlich, 1786, an den eingangs erwähnten „Obereinnehmer“ Haccius.

Zu diesem Zeitpunkt gehörten 214 preußische Morgen Land zur Gutswirtschaft, also rund 54 ha Ackerland, Wiesen und Weiden. Wie viele Tiere in den Stallungen standen, ist nicht überliefert. Sicher ist nur, dass Haccius das verbrieftete Recht besaß, auf den „Gemeinheitsplätzen“ im Umland 700 Schafe, 30 Kühe und 20 Schweine austreiben zu lassen.

Zum Gutsbetrieb gehörte auch die Ziegelei. Sie soll zu den ältesten Anlagen ihrer Art im östlichen Westfalen gehören und hatte um 1760 ihren Betrieb aufgenommen. Der Rohstoff Lehm wurde auf den Ländereien des Gutes abgestochen.

Dieses frühindustrielle Gewerbe wuchs und die stattlichen Ausmaße der Domänen-Landwirtschaft sorgten dafür, dass um 1800 insgesamt 116 Personen auf Gut Deesberg lebten und arbeiteten. Um 1826 wurden sogar 317 Männer, Frauen und Kinder gezählt.

Von den Erben des eingangs genannten Haccius erwarb ein Gutsbesitzer namens Hentzen 1888 den gesamten Komplex. Er und seine Familie scheinen aber wenig Glück damit gehabt zu haben. 1914 mussten sie Konkurs anmelden und das Gut und die Ziegelei verkaufen.

Als neuer Käufer trat Hermann Rolfsmeyer auf. Er war Bauernsohn aus dem ostwestfälischen Löhne. Als Siedler in Westpreußen war er zu Wohlstand gekommen, bevor er nach Westfalen zurückkehrte. Rolfsmeyer brachte neuen Schwung in die Deesberger Gutswirtschaft – und in die Ziegelei. Eine neue dampfgetriebene Maschinenausstattung ließ er installieren. Um 1920 verließen jährlich 5 Mio. Stück die beiden Ringöfen: Verblender, Mauersteine, Pflasterklinker und Dränageröhren, vor allem aber Dachziegel, „welche durch unbegrenzte Wetterfestigkeit und schöne rote Farbe sich bestens bewährt haben“, wie es in einer Werbeanzeige aus jener Zeit hieß.

Das alles ist also nicht nur sozial-, sondern auch technikgeschichtlich von hohem Interesse. Selbst die Zäsuren großer deutscher Politik spiegeln sich in der Geschichte des Gutes: Den größten Aufschwung erlebte die Ziegelei in der Zeit des Wiederaufbaus nach 1945. Um 1950 verließen bis zu 10 Mio. Ziegel das Werk, in dem 120 Beschäftigte arbeiteten.

Die Landwirtschaft geriet über diesen Aufschwung aber nicht ins Hintertreffen, im Gegenteil. Laut „Niekammer's Güteradressbuch“ für Westfalen (Anm. 2) gehörten um 1930 rund 100 ha Land zum Gut, davon 18 ha Wiesen und Weiden sowie 3 ha Wald: der Rest wurde als Ackerland genutzt. Stattlich auch die Zahl des Viehs: Allein 16 Pferde standen in den Ställen – einige dienten als Zugpferde in der Ziegelei. Außerdem gehörten 40 Schweine und 70 Stück Rindvieh, davon 50 Milchkühe (!), zum Gut – für damalige Zeit ein beeindruckendes Unternehmen. Gleichwohl wurden ständig neue Wege beschritten. Hermann Rolfsmeyer junior setzte in den 1950er und 1960er Jahren eine für damalige Zeit ungewöhnliche Idee um. Sein Sohn, der heutige Eigentümer Arnulf Rolfsmeyer, erzählt: „Mein Vater hatte während des Krieges ein Buch mit dem Titel ‚Europa im Jahr 1970‘ gelesen. Darin fand er den Hinweis, dass in der Ernährung der Zukunft Pilze eine große Rolle spielen würden. Die Sache ließ meinem Vater keine Ruhe, als er wieder hier zu Hause war. Und als er sich einmal über einen großen, ständig feuchten Kartoffelkeller ärgerte, packte er die Sache an.“

Hermann Rolfsmeyer setzte also auf Champignon-Zucht – zu einer Zeit, als die Lehmvorkommen des Gutes allmählich abgegraben waren und die Ziegelei schließlich 1962 geschlossen wurde. Zu einer Zeit auch, als noch kaum ein Landwirt über Einkommensalternativen nachdachte. Der Verkauf der Champignons blühte auf, die Pilzzucht wurde ausgeweitet. „Auf dem Höhepunkt haben wir jährlich 300 t Pilze abgesetzt“, erzählt Arnulf Rolfsmeyer. Er ist seit rund 30 Jahren Eigentümer des 100 ha großen Gutes. 4 ha sind Waldflächen, 8 ha als Grünland verpachtet. Rund 75 ha werden als Ackerland genutzt, das Rolfsmeyer seit Jahren nach Richtlinien des kontrolliert-biologischen Landbaus bewirtschaftet. Rolfsmeyer ist seit 1984 Mitglied im Anbauverband „Anog“ und seit 1997 im Verband „Gäa“. Auf seinen Flächen baut er vor allem Getreide, Leguminosen und Ge-

müße an, neuerdings auch Hanf. Er hofft, mit dieser „neuen“ und doch gerade in Ostwestfalen traditionsreichen Nutzpflanze einen ähnlichen Volltreffer zu landen wie sein Vater mit der Pilzzucht.

Soweit die „Kurzgeschichte“ oder, wenn Sie so wollen, die „Biographie“ des Gutes. Jeder wird beim Zuhören seine eigenen Aha-Erlebnisse gehabt haben – je nach Voreinstellung und Erfahrung etc. Ich will drei Dinge herausgreifen:

1. Landwirtschaft war in früheren Zeiten oft mehr als „nur“ Ackerbau und Viehhaltung – und heute ist es das auch. Aber diese Einsicht ist in Ostwestfalen, dem Land der Tabakspinnerei und des Leinengewerbes, ohnehin weit verbreitet. Ob Baugewerbe, Holzlieferungen, Fuhrgeschäfte, Gastwirtschaft, Köhlerei, oder Eisengewerbe, das im märkischen Sauerland stark verbreitet war: Landwirtschaft war gerade auch in früheren Zeiten oft mit Nebentätigkeiten verbunden. Die Zahl der „zusätzlichen“ Gewerbe auf Höfen bzw. landwirtschaftlichen Betrieben in Westfalen ist kaum zu überblicken.

Damit wird auch eine durchaus aktuelle Frage berührt: die Frage nämlich nach den Zukunftsmöglichkeiten landwirtschaftlicher Betriebe in „Nebengewerben“, die längst für viele zur Haupteinnahmequelle geworden ist. Gemeint sind Zweige wie Direktvermarktung, Energieerzeugung oder Landtourismus, um nur drei Beispiele zu nennen. Gerade hier im Kreis Herford sind die „Nebenerwerbsbetriebe“ stark verbreitet – stärker als die Haupterwerbsbetriebe. Doch dazu später mehr...

Wenn Haccius schreibt, das die Landleute von diesen „Nebengewerben“ wenig bis gar nichts halten, dann ist das preußische Agrarpropaganda – und auf alle Fälle wider besseres Wissen niedergeschrieben. Hier gilt die alte Historiker-Weisheit, die gerade auch Laien-Heimatforscher beherzigen sollten: Man kann schriftliche Dokumente nicht kritisch genug von allen Seiten beleuchten, um den Wahrheitsgehalt zu prüfen. Oder anders gesagt: Was schwarz auf weiß steht, kann man eben nicht immer „getrost nach Hause“ tragen – und dann begeistert und ungeprüft in der Zeitschrift des Heimatvereins veröffentlichen...

2. Landwirte setzen nicht immer auf Unterstützung von außen bzw. des Staates, wie bisweilen gerne behauptet. Der Blick auf die Eigeninitiativen, nicht selten auch auf erstaunliche Richtungswechsel wird oft erst deutlich beim mikrohistorischen Blick auf einen oder auf mehrere Betriebe...

3. Statt „stolzer Besitztümer“ seit Jahrhunderten in Familienbesitz finden wir hier das Gegenteil: einen auffallend häufigen Wechsel der Eigentümer bzw. Besitzer. Nun werden Sie sagen: „Eine vormals staatlich preußische Großdomäne provoziert ja geradezu den häufigen Besitzerwechsel durch die Generationen.“ Aber dem muss ich widersprechen. Ich habe in den „Hofgeschichten“ Westfalens diesen ständigen Wandel und Besitzerwechsel überraschend häufig gefunden – häufiger auch, als ich es selbst erwartet hatte.

Nebenbei bemerkt: Von Höfen, die seit Jahrhunderten durchweg im Besitz ein und derselben Familien sind, schwärmen viele – gerade auch viele „Heimat“-Forscher. Warum eigentlich? Woher kommt das? Ist es ein später Reflex der Agrarromantik des 19. Jahr-

hunderts oder gar der „Blut-und-Boden“-Ideologie der NS-Zeit mit ihrer unseligen „Erbhof- und Sippenforschung“?

Schließlich sei – durchaus provozierend – die Frage gestellt: Wie viele dieser Höfe, in denen man wirklich eine „geradlinige“ familiäre Erblinie durch die Jahrhunderte ziehen kann, gibt es überhaupt? Ich vermute, es sind nicht sehr viele. Denn eine Reihe von Hof- und Familienforschern übersieht bis heute die – nicht nur in Westfalen geltenden – Regeln der Namensgebung, die eine Kontinuität oft nur vortäuschen. Traten etwa Nachbarn, andere Bauern aus der Grundherrschaft, andere Käufer oder gar Ortsfremde das Hoferbe an, so konnten sie dennoch den scheinbar „vertrauten“ Familiennamen annehmen und tragen, ohne mit den früheren Hofeigentümern im eigentlichen Sinne „verwandt“ zu sein. Benannt wurde die jeweilige Bauernfamilie ja immer nach dem Hof, nach der Hofstelle, und nicht umgekehrt..

Diese historische Erkenntnis kann dazu beitragen, liebgeordnete Mythen rund um die bäuerlichen Familienbetriebe zu relativieren – und, nebenbei, auch erheblichen Druck aus innerfamiliären, bäuerlichen Erwartungshaltungen nehmen, die ja noch immer stark verbreitet sind.

In diesen drei Punkten – Eigeninitiative der Bauern, häufige Nebengewerbe, brüchige Familientradition – werden gängige Legenden und Mythen rund ums Landleben hinterfragt bzw. gegen den Strich gebürstet. Ich finde, dieses kritische Moment, dieses „Gegen den Strich bürsten“, zählt zu den zentralen Aufgaben der Geschichtsschreibung – auch und gerade in der Region.

Einige offene Fragen der Agrargeschichte

Zentrale Erkenntnisse moderne Geschichtswissenschaft sind ja oft „unten“ noch gar nicht angekommen. Es zählt m. E. zu den Aufgaben der Regional- oder meinetwegen: der „Heimatgeschichtsschreibung“, diese Erkenntnisse zu vermitteln und durch lokale oder regionale Ergebnisse zu „unterfüttern“. Zum Beispiel die noch immer weithin geläufige These von der ländlichen Großfamilie als Normalfall – der Familie unter einem Dach mit Großeltern, „Öhm“ und Tanten, Eltern und vielen, vielen Kindern. Dass dies statistisch eher die Ausnahme als die Regel war, wie wir aus der historischen Demographie wissen, das wird heute sicherlich noch immer viele verblüffen oder gar auf „Unglauben“ stoßen. (Anm 3.)

Es gibt noch viele andere offene Fragen der Agrargeschichte. Sechs Themen will ich hier ansprechen, davon drei aus Zeitmangel hier nur erwähnen:

1. Geschichte der Landschaft
2. Geschichte des Wetters
3. Landwirtschaft und Adel

4. Jüdische Landbesitzer bzw. jüdische Landwirte

In den 30er Jahren gab es rund 850 jüdische (Klein-)Landwirte in Westfalen. Wir kennen deren Geschichte bis heute nicht! (Anmerkung 4)

5. Die Geschichte der Freiheit in Westfalen

Wie faszinierend man aus bekannten Quellen wirklich Neues schöpfen kann, das zeigt Peter Blickle in seinem anregenden Buch „Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten – eine Geschichte der Freiheit in Deutschland“ (Anmerkung 5). Blickle beschreibt nicht nur die vielfältigen Formen der Leibeigenschaft, sondern eben auch, wie es den Leibeigenen bzw. Eigenbehörigen Schritt für Schritt gelang, ihre Freiheit und damit das Recht auf Eigentum sowie schließlich politische Rechte durchzusetzen. Von der Grundherrschaft im Mittelalter bis zur Verkündung der Menschenrechte in Amerika (1776) und Frankreich (1789) führt der Weg. Dass Leibeigene bzw. Eigenbehörige, also Bauern, daran einen entscheidenden Anteil hatten, ist eine der zentralen Thesen Blickles. Er vermittelt nicht nur einen Überblick über die theoretische Seite des Freiheitsdiskurses durch die Jahrhunderte, sondern illustriert auch ausführlich und anhand vieler Beispiele, wie die Leibeigenen durch Flucht und Protest, Prozesse und Freikäufe ihre Rechtsstellung Schritt für Schritt verbesserten.

Westfalen bzw. Nordwestdeutschland kommt in Blickles lesenswertem Buch nur am Rande vor. Zum Thema fließen die Quellen reichlich, sie müssten nur einmal in diesem Licht „von unten“ gelesen werden; sie gäben sicherlich das Fundament für eine spannende Forschungsarbeit ab.

6. Ein letztes Thema schließlich, über das sich nachdenken ließe: der Bauernhof bzw. die Landwirtschaft als „Erinnerungsort“ (Anm. 6). Hinter diesem Begriff verbirgt sich keine Untergangsphilosophie, eben nicht der „diskrete Charme des Untergangs“, sondern im Gegenteil ein noch recht junges, in den 80er und 90er Jahren entwickeltes Konzept des französischen Historikers Philipp Nora. Ihm geht es darum – ich will das hier nur andeuten – die Wirkkraft bestimmter Symbole, Figuren, Mythen, Vorstellungen oder auch Personen zu erforschen – und zwar auf die Frage hin, wie sie zu welchen Zeiten im kollektiven Gedächtnis einer Nation bzw. eines Landes oder einer Landschaft „gewirkt“ haben. Die Leitfrage lautet also nicht, „wie es eigentlich gewesen“, sondern wie zu verschiedenen Zeiten über bestimmte Dinge, Personen oder Symbole gedacht, wie man sich erinnert hat und an welche dieser Dinge, Personen oder Symbole man sich überhaupt erinnert hat. Um es konkreter zu machen: Das dreibändige Werk „Deutsche Erinnerungsorte“, das sich an Nora orientiert, erforscht so unterschiedliche „Erinnerungsorte“ wie die Deutsche Mark, Nibelungen, das deutsche Pfarrhaus, Bismarck, 1968, Volkswagen, der deutsche Wald oder auch die Familie Mann. Wie und warum wurden sie „Erinnerungsorte“, also zu Kristallisationspunkten des kollektiven Gedächtnisses, und wie veränderte sich der Bedeutungsgehalt dieser Symbole im Laufe der Geschichte bis in die Gegenwart? Das dreibändige Werk „Deutsche Erinnerungsorte“ setzt sich kritisch mit dem auseinander, was wir gemeinhin „Geschichte“ nennen – und es ist selbst ein beeindruckendes Beispiel lebendiger, anregender Erinnerungskultur.

Doch die Auswahl der Beiträge ist städtisch und protestantisch geprägt – die Herausgeber räumen das im Vorwort ein. Landwirtschaft bzw. „Bauernhof“ als Erinnerungsort kommt gar nicht vor, von einem etwas wirr argumentierenden Beitrag über „Blut und Boden“ einmal abgesehen.

Aber welche Vorstellungen verbanden sich in früheren Jahrhunderten mit dem Begriff und dem Lebensort „Bauernhof“? Welche Vorstellungen prägen ihn bis heute? Einige habe ich oben bereits erwähnt, andere ließen sich hinzufügen. Auch diese Vorstellungen im Wandel und ihre Wirksamkeit bis heute wären eine Untersuchung wert. Ebenso auch die Frage: Gab und gibt es da eventuell auch westfälische Besonderheiten?

Der Bauernhof als „Erinnerungsort“: Das wirft die letzte Frage meines Vortrages auf – nämlich die Frage nach der „Lebensform Bauernhof“ und ihrer Zukunft. Die Landwirtschaft hat in den letzten drei, vier Jahrzehnten nicht nur gesamtwirtschaftlich erheblich an Gewicht verloren, sondern auch in den Dörfern, auf dem Land. Bauern sind längst eine Minderheit geworden. Und die Dörfer sind kaum mehr Arbeitsräume, sondern „Schlafstätten“ und „Vorstädte“. (Anm. 7)

Strukturwandel in Westfalen-Lippe

Damit sind wir bei der jüngsten Epoche der Landwirtschaft angelangt: „Strukturwandel“ nennen es die einen, „Höfesterben“ die anderen. Dazu einige Zahlen – zunächst für Westfalen-Lippe, dann für den Kreis Herford (Anm. 8):

1949: in Westfalen-Lippe rund 170 000 Betriebe, davon etwa 110 000 mit mehr als 2 ha Fläche

heute – 2004: rund 38 000 Betriebe, davon etwa 36 400 mit mehr als 2 ha Fläche

Von den rund 38 000 Betrieben in Westfalen-Lippe heute sind rund 15 100 „Haupterwerbsbetriebe“ (39,7 Prozent) – das heißt nach der Definition der Statistiker, dass diese Betriebe mindestens eine Vollarbeitskraft haben und mit ihrem betrieblichen Einkommen zu mehr als 50 Prozent (!) zum Gesamteinkommen der Eigentümer/Pächter beitragen – also nicht 100 Prozent, wie gemeinhin vermutet wird...

Als Nebenerwerbsbetriebe – Definition: weniger als 50 Prozent Anteil zum Gesamteinkommen – sind rund 22 100 Betriebe.

Haupterwerbsbetriebe sind nach ha-Zahlen größer: Deshalb bewirtschaften sie in Westfalen-Lippe insgesamt rund 690 000 ha (Durchschnitt 45,6 ha) NE-Betriebe hingegen etwa 260 000 ha (Durchschnitt: 11,8 ha).

Blicken wir nun in den Kreis Herford. Zunächst die Ausgangslage – die Zahl der Betriebe:

1949: 5436 Betriebe, davon 4350 Betriebe über 1 ha

1970: 4060 Betriebe, davon ca 3000 Betriebe über 2 ha

Heute: 1045 Betriebe mit insgesamt 22.403 ha Land.

Davon sind 316 Betriebe (also knapp 30 Prozent) Vollerwerbsbetriebe, 700 sind NE-Betriebe.

Die VE-Betriebe bewirtschaften 12.637 ha Land (Durchschnitt: 39,9 ha), die NE-Betriebe 7.800 ha Land Durchschnitt (11,1 ha).

Diese regionaltypische Struktur hängt mit historische Besonderheiten zusammen; das Kleinbauernrum bzw. die unterbäuerlichen Schichten waren weitaus größer an der Zahl als etwa im westlichen Münsterland.

1949 beackerten die Landwirte im Kreis Herford insgesamt 33.313 ha landw. Nutzfläche, heute sind es noch 22.403 ha – ein Drittel der Fläche ist „verschwunden“!

Der Strukturwandel im Kreis Herford ist durch Gründe zu erklären, wie sie in den anderen Regionen Westfalens ebenfalls gewirkt haben und weiter wirken:

Zunächst einmal die Veränderungen auf dem Hof selbst: Mechanisierung, Motorisierung sowie die Intensivierung der Produktion veränderten den Arbeitsalltag auf den Höfen. Vor allem seit den 50er Jahren vollzog sich eine „stille Revolution“ auf dem Land, die vieles in Frage stellte und vieles veränderte. Viele Bauern standen vor der schwierigen Entscheidung, entweder den Hof unter enormem Aufwand an Kapital und Arbeit zu modernisieren oder abzuwandern in andere Berufe.

Damit rücken die Veränderungen außerhalb des jeweils einzelnen Hofes und außerhalb der Landwirtschaft in den Blick – die Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft: Gerade in den „Wirtschaftswunder“-Zeiten der 50er und 60er Jahre lockten Industrie, Handel und Gewerbe mit besseren und vor allem mit sicheren Verdiensten. Und schließlich sei noch verwiesen auf die Agrarpolitik in Bonn und Brüssel, die in den 50er und 60er Jahren tendenziell den größeren und großen Betrieben entgegen kam.

Der Strukturwandel im Kreis Herford lief und läuft beschleunigter ab als in anderen Regionen Westfalens. Zwischen 1993 und 2003 nahm die Zahl der Betriebe im Kreis Herford und der Stadt Bielefeld um 28,6 Prozent ab. Nur im Kreis Minden-Lübbecke war das „Höfesterben“ noch dramatischer: -32,2 Prozent seit 1993. Zum Vergleich: Im Hochsauerland und im Kreis Olpe lag die Abnahmerate bei etwa 15 Prozent, im bevölkerungsreichen (und damit an Direktvermarktung starken) Kreis Recklinghausen bei 10 Prozent, im Ennepe-Ruhr-Kreis bei 3 Prozent.

Das Ende einer Lebensform?

Aber wie auch immer: Zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind Bauern zu einer Minderheit in der industriellen Dienstleistungsgesellschaft geworden. Welche Zukunftschancen hat die Lebensform der bäuerlichen Familienbetriebe, die gut ein Jahrtausend lang das Bild der Landwirtschaft in Mitteleuropa geprägt hat?

Aus den vielen Antworten, die in den letzten Jahren gegeben worden sind, sei abschließend die Meinung des Agrarhistorikers Werner Rösener zitiert. Er vertraut einerseits auf die Beharrungskraft und Kreativität der Bauern. Sie haben im Laufe ihrer bewegten Geschichte tiefgreifende Veränderungen erlebt und sich vielfältigen neuen Entwicklungen anpassen müssen, so Rösener. Andererseits sagt er, Bauern und Verbraucher müssten gegenseitig mehr Verständnis für ihre jeweils unterschiedliche Lage aufbringen. Die Chancen für die Landwirtschaft stehen gar nicht so schlecht, sagt Rösener – vorausgesetzt,

eine große Mehrheit der in der Landwirtschaft tätigen bäuerlichen Familien stimmt in drei wichtigen Forderungen mit den Verbrauchern überein (Anm. 8):

„1. eine umweltverträgliche, standortgebundene Landwirtschaft, von der keine nachhaltigen Schädigungen der natürlichen Lebensgrundlagen ausgehen und die eine vielfältige, intakte Landschaft bewahrt und pflegt;

2. eine Landwirtschaft, die eine stabile Versorgung der eigenen Bevölkerung mit unbelasteten Nahrungsgütern garantiert;

3. eine sozialverträgliche Landwirtschaft, in der die darin tätigen Menschen in Eigenverantwortung ein leistungsgerechtes Einkommen erzielen können.“

Und dahinter, meine Damen und Herrn, könnte sich dann doch mehr als nur ein „diskreter Charme“ der Landwirtschaft verbergen. Damit möchte ich zunächst einmal schließen und mich bedanken fürs Zuhören!

Anmerkungen

1. Bernd-Wilhelm Linnemeier: Landwirtschaft im nördlichen Westfalen um 1800. eine Untersuchung des Freiherrn vom Stein aus seiner Mindener Amtszeit. Münster 1994 (=Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 84). – Zitat Seite 70.

2. Landwirtschaftliches Adressbuch der Domänen, Rittergüter, Güter und Höfe in der Provinz Westfalen. Leipzig 1931 (=Niekammer's Landwirtschaftliche Güter-Adreßbücher, Bd. 10), Seite 264. – Der Titel liegt seit November 2004 als Reprint im Landwirtschaftsverlag Münster-Hiltrup vor.

3. Aus dem weiten Feld der Bevölkerungsgeschichte sei hier nur die Überblicksdarstellung von Christian Pfister: Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie. München 1998 erwähnt – mit einer Übersicht zu aktuellen Fragen der Forschung und einem kommentierten Überblick der Forschungsliteratur.

4. Einige Anmerkungen zum Thema und zwei Fallbeispiele in: G. Strottdrees: Hofgeschichten. Westfälische Bauernhöfe in historischen Portraits. Münster 2003, Seite 138-145.

5. Peter Blickle: Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten – eine Geschichte der Freiheit in Deutschland. München 2002.

6. Etienne François, Hagen Schulze (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte Bd. 1 - 3. München 2001.

7. Vgl dazu: Daniela Münkel (Hg.): Der lange Abschied vom Agrarland. Agrarpolitik, Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft zwischen Weimar und Bonn. Göttingen 2000.

8. Zahlen nach: Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe (Hrsg.): Die Landwirtschaft in Westfalen-Lippe 2004. Münster 2004.

9. Werner Rösener: die Bauern in der europäischen Geschichte. München 1993. – Zitat S. 275.